



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### **Das Liebesleben in der Natur**

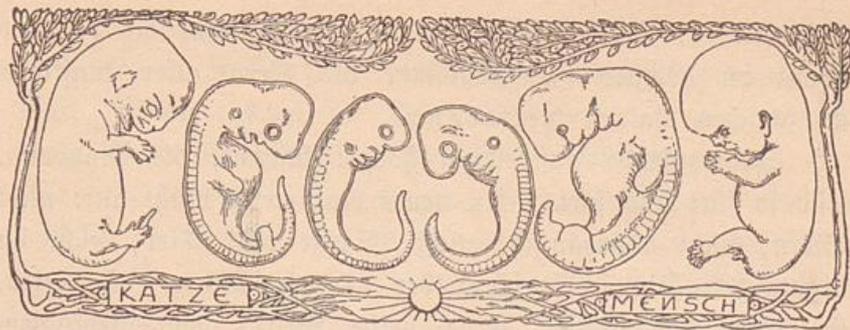
eine Entwicklungsgeschichte der Liebe

**Bölsche, Wilhelm**

**Jena, 1904**

Ein Mysterium. - Hinab in die Tiefe! - Die geheimnisvolle Kugel. - In der Eizelle. - Die Begegnung der Samenzelle und der Eizelle. - Seeigel und Mensch. - Das Ergebnis der Verschmelzung. - Was man ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47725](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47725)



Und nun komm ganz in die Tiefe unten zurück.  
 Laß uns beim Anfang beginnen, soweit es einen giebt.  
 Laß uns behaglich plaudern und schauen. Ohne Hast. Wo  
 uns gerade Licht scheint und ein Stück Wurzelwerk erhellt.  
 Wir wissen, was aus den Dingen am Ende Großes steigt.  
 Aber laß uns all dieses Große jetzt einmal herunterschrauben  
 auf das denkbar kleinste blaue Flämmchen im innersten Schacht.

Gieb mir die Hand, ich muß dich zuerst allen Ernstes in  
 einen Schacht bringen. Zu einem wunderbaren Mysterium.  
 Nimm deine Phantasie zusammen und folge mir, — ohne  
 Angst.



„Ja, wer ein Adler ist,  
 Der kann sich wohl erschwingen  
 Und über Seraphim  
 Durch tausend Himmel dringen.“  
 Angelus Silesius.

Ein künstliches Licht von außerordentlicher Kraft soll uns  
 eine Unterwelt erhellen, in der sonst tiefes Dunkel brütet. Und  
 die Gegenstände, indem sie plötzlich im Glanze auftauchen, sollen  
 zugleich ins Märchenhafte vergrößert erscheinen.

Dein Blick verliert sich in einem ungeheuren Gewölbe.  
 Durch den gähnenden Schacht des Hintergrundes wälzt sich ein  
 Seltsames auf dich zu. Eine große, schimmernde Kugel ohne

eigene Lichtwirkung, aber von unserem künstlichen Tage tief durchhell. Die Kugel schwebt nicht eigentlich frei, wie ein Gestirn des Weltalls, das die Schwerkraft im offenen Raum balanciert. Sie scheint den Schacht abwärts geschoben zu werden. Und indem du schärfer zuschaust, gewahrst du es aus der Sohle des Schachtes heraufglänzen wie Ähren eines gigantischen, taufeuchten Kornfeldes. Ein elastischer Ball, läuft unsere Kugel langsam auf dieser Garbe dahin, im Tau getragen und bewegt von der leisen Welle des Ährenmeers.

Oberflächlich durchsichtig, wie sie ist, erlaubt uns die Kugel, während sie so heranrollt, einen Einblick in gewisse Verhältnisse ihres Innern. Ihre äußerste Schicht erscheint völlig glasartig hell, gleich dem Deckglas einer Uhr, farblos, dabei aber ziemlich dick. Als einzige Struktur dieser Hülle glauben wir an durchscheinenden Randstellen eine Art schmaler Kanäle zu gewahren, die quer durch die Decke der Kugel gebohrt sind und eine offene Verbindung zwischen der freien Luft ringsum und dem Innern der Kugel herzustellen scheinen.

Dieses Innere, die Hauptmasse des ganzen Balls, scharf abgesetzt gegen die Glasdecke, schimmert blaßgelblich. Jene Kanäle gehen nicht ins Innere hinein. Dafür blinken darin eine Menge festerer, regellos verteilter Körper, zwischen die sich die durchsichtigere Grundmasse wie eine zähe, vermittelnde Flüssigkeit schmiegt. Und an einer Stelle, ziemlich genau im Mittelpunkt, hebt es sich aus dem Ganzen herauf wie eine zweite, noch innerlichere Kernkugel, heller als die gelbliche Hauptmasse, und nur an einem Fleck nochmals durchsetzt von einem dunklen Körper, der wieder in ihren Wassern zu schwimmen scheint, wie sie selbst in dem größeren Meer der gewaltigen gelben Kugel. In ganz feiner Verzweigung gehen von diesem innersten Körper netzartig verknüpfte Fäden aus, die in der ganzen Zentralkugel eine Art von Gerüst herstellen.

Sei es, daß unser Licht noch immer nicht hell genug ist: jedenfalls läßt sich auch mit angespanntestem Sehen außer diesen

ziemlich grob sinnfälligen Dingen nichts an unserer geheimnisvollen Kugel entdecken. Aber dein Interesse wächst, da du wahrnimmst, daß in ihr Veränderungen sich vollziehen. Die Weichheit der inneren Masse bereitet auf solche vor. Aber was du erlebst, ist doch noch in ganz besonderem Maße merkwürdig und deutet auf höchst mysteriöse Kräfte, die offenbar in diesem gärenden Gebilde der Unterwelt thätig sind.

Die kleine Innenkugel mit ihrem Kern verläßt, unabhängig von dem langsamen Vorwärtzrollen der Gesamtkugel auf der Riesengarbe, auf einmal selbstthätig ihren Platz, der bisher im Zentrum des ganzen Körpers war. Sie beginnt nach der Außenfläche der umschließenden Hauptkugel zu wandern. Gleichzeitig wird sie undeutlicher, eine Weile lang so undeutlich, daß es fast aussieht, als sei sie ganz in der gelblichen Hauptmasse zergangen, — entleert, aufgesaugt von dieser. Aber der aufmerksame Blick hält doch einen letzten, schattenhaften Rest fest, und nach einiger Zeit wird auch der Umriß wieder schärfer.

Die kleine Kugel oder wenigstens, was von ihren ursprünglichen Bestandteilen noch übrig ist, hat inzwischen den Rand erreicht, wo die große gelbliche Kugel sich gegen die durchsichtige Glashülle abgrenzt. Wie sie nun dort wieder ein deutlicheres Bild zeigt, ist es, als wolle sie sich total verändern. Statt des runden Gebildes mit Netzwerk und Kern erscheint ein spindelförmiger Gegenstand mit zwei Ecken, von denen sternförmige Strahlen auslaufen. Die eine Ecke berührt den Rand der großen Kugel: es scheint: das kleinere Innengebilde will ganz herausbrechen aus der Hauptmasse.

Und in der That schiebt es seine äußere Spitze aus dieser vor, wobei ein kleines Stück aus der Masse der großen Kugel wie eine Warze mit emporgewölbt wird. Du erwartest, daß auch die Glasdecke durchbrochen werde. Aber das geschieht nicht. Vielmehr gewahrst du jetzt, daß diese Decke und und die gelbe Hauptmasse der Kugel nicht ganz prall aufeinander liegen, sondern einen schmalen Zwischenraum lassen, in den die warzen-

artige Erhebung sich hineinwölben kann, ohne die oberste Hülle zu sprengen.

Wird der ganze spindelförmige Körper nachdrängen und in den Zwischenraum treten? Es scheint schwierig, und es geschieht auch nicht. Das Vordrängen hört vielmehr plötzlich auf: statt dessen reißt aber auf einmal die ganze Spindel mitten auseinander. Ihre eine Hälfte, die mit der vorgeschobenen Randmasse jene Art Warze am Hauptleibe der Kugel bildete, gleitet ganz aus dem Verband dieses großen Kugelleibes heraus: die Warze schnürt sich gleichsam los und liegt schließlich als gesonderte kleine Kugel in dem schmalen Raum zwischen der gelben Hauptkugel und der durchsichtigen Glashülle.

Die andere Hälfte der Spindel ist inzwischen wieder in die große Kugel hinabgetaucht. Aber ihre lebhaften Bewegungen und Wandlungen scheinen dort noch lange nicht zu Ende zu sein. Unmittelbar nachher erlebst du mit Staunen, daß sie sich abermals zur vollen, zweieckigen Spindelform entwickelt hat. Und abermals treibt die äußere Ecke eine Warze über die gelbe Kugel in den schmalen Raum zwischen Kugel und Glasdach hinauf. Abermals reißt die Spindel mitten auseinander. Und zu der ersten kleinen Kugel, die schon wie ein abgelegtes Ei neben der Hauptkugel in der Gesamthülle schwimmt, kommt auf genau gleichem Wege eine zweite.

Nach diesem zweiten Akt scheint das thätige Innengebilde allerdings erschöpfter. Es wandert zurück gegen die alte Stelle ungefähr im Mittelpunkt der großen Kugel. Dort angelangt, erscheint es durchaus wieder als Zentralkugel des Hauptballs wie zu Beginn. Nur daß diese nach zweimaliger Teilung jetzt sehr viel kleiner ist. Auch den früheren festen Körper, den sie selbst noch wieder in sich trug, hat sie bei Gelegenheit ihrer Wanderung und Teilung offenbar eingeblüßt.

In der ganzen Kugel tritt Ruhe ein. Nur der leise treibende Wellenschlag der nassen Garbenfläche, auf der sie liegt, bleibt äußerlich nach wie vor in Thätigkeit. Gerade jetzt scheint

es sogar, daß er die Kugel bis an eine Stelle gefördert hat, wo, jenseits eines engen Thors, die Wölbung sich ringsum noch erweitert: der Schacht scheint hier in eine Halle auszumünden.



In welche Welt hat uns unsere Phantasie entrückt? . . . . .

Haben wir in die gespenstischen Wallungen einer Urwelt geschaut, — eines jener kosmischen Nebel am Anfang der Dinge? Oder in die Zuckungen eines Planeten, der noch nicht ganz erkaltet ist, — um den die weiße Wolkenhülle wie ein brodelndes Wasser schwimmt, so wie um den Kolosß unseres Sonnensystems, den Jupiter, dessen eigentliche Kugel nur bisweilen als düsterroter Fleck aus dem Schleier zu glühen scheint? Lösten sich in jenen beiden kleinen Körpern, die unsere Kugel vor unserem Blick aus sich gebar, ohne sie doch ganz von sich zu lassen, Gebilde von dem kreisenden Stern gleich unserem Mond, von dem die Ahnung auch wähnt, daß er einst wie eine Knospe vom großen Erdball sich körperlich losgerungen, ohne doch je der bannenden Anziehungskraft dieser Erde ganz entinnen zu können?

Nichts von alledem.

Wir haben auch im kühnsten Phantasiefolge die Erde nicht verlassen. Wir sind an ihrer bewohnten Oberfläche geblieben. Dicht im Gewimmel der Menschen. Von diesen Menschen haben wir uns einen herausgegriffen. Einen weiblichen Menschen, in gesunden Reisejahren. Und wir haben in die Tiefen gewisser Organe dieses weiblichen Körpers einfach hineingeschaut, — hineingeschaut, während der Körper in normalem Zustand „lebte“ und diese Organe gerade eine sehr merkwürdige Thätigkeit entfalteten. Wie wir das zu Wege gebracht, sei einerlei. Vielleicht erfindet das nächste Jahrhundert einmal die Apparate dazu. Apparate, die nach Analogie unserer

Röntgenstrahlen den ganzen Menschenkörper bei ungestörter Lebensthätigkeit mit Licht durchgießen. Die vielleicht ein getreues Abbild auch aller feinsten Innenteile nach außen auf eine weiße Wand projizieren. Und zugleich diese Teile und ihre Bewegungen in eine ungeheuerliche Vergrößerung bringen. Aber einerlei, ob das nun wirklich einmal als Realität zu uns kommt: einstweilen leistet uns die Phantasie den Dienst. Sie hat uns alles beliebig vergrößert und erhellt.

Das Mysterium, dem wir bereits beigewohnt haben, ohne daß es noch zu Ende zu sein scheint, waren Vorgänge in und an einem weiblichen menschlichen Ei kurz oder unmittelbar vor dem großen Akt der Befruchtung dieses Eies durch den männlichen Samen.

Zum Zweck der Fortpflanzung erzeugt das menschliche Weib ebenso gut Eier, wie etwa ein Huhn. Bloß daß diese Eier nicht äußerlich abgelegt werden wie die des Huhns: die ganze Vorentwicklung des neuen kleinen Menschleins findet ja konsequent bis zum Schluß in der Mutter selbst, im „Mutterleibe“, statt. Im übrigen entstehen die menschlichen Eier genau so wie die des Huhns an einem besonderen Organ des weiblichen Leibes, dem Eierstock. Jedes normal entwickelte Weib trägt von Jugend auf wie zwei Lungen, zwei Nieren, zwei Gehirnhälften so auch zwei Eierstöcke in sich, an denen sich viele Tausende von Eiern ausbilden, deren jedes bei genügender Ausreifung und Befruchtung einen neuen Menschen erzeugen könnte. Die Befruchtung ist zu letzterem unumgänglich nötig. Und eben um ihr — zu der es eines zweiten und zwar männlichen Wesens bedarf — entgegen zu kommen, unterliegt das Ei eigentümlichen Vorgängen, mitten in deren bewegten Verlauf uns unsere Phantasie oben geführt hat.

Das Gewölbe, in das wir uns versetzt sahen, ist (in ungeheuerliche Vergrößerung gebracht) einer der beiden sogenannten Eileiter des Weibes. Diese Eileiter verbinden die eigentlichen Eierstöcke mit dem größeren Hohlraum der Gebärmutter.

Die Kugel, die sich darin herabbewegte, ist das Ei selbst. In den Verhältnissen der Wirklichkeit würde es dem Auge bloß als gerade noch sichtbares Pünktchen erscheinen.

Die glashelle Deckschicht umschließt die gelbliche Dottermasse. In dieser Hauptmasse schwimmt das sogenannte Keimbläschen, das anfangs noch einen besonderen Keimfleck in sich trägt.

Wir müssen uns denken, daß dieses Ei sich bereits vom Eierstock losgelöst hat, wo es bis dahin in einer besonderen Hülle, dem sogenannten Graaffschen Bläschen, knospenartig haftete.

Es befindet sich jetzt auf der Wanderung vom Eierstock zur Gebärmutter in dem vermittelnden Schacht des Eileiters.

Die nassen Kornähren, die in diesen Schacht hineinzufragen schienen und unsere Kugel mit ihrem weichen Wellenschlag dahintrugen, sind in Wahrheit die feinen, haarartigen Fortsätze sogenannter Flimmerzellen, die alle Wände des ganzen weiblichen Geschlechtsapparates auskleiden und durch ihre Bewegung jetzt auch das freie, der Befruchtung entgegeneilende Ei durch den Eileiter nach der Gebärmutter hin befördern.

Inzwischen vollzieht sich in dem Ei selbst noch ein letzter, notwendiger Reifungsprozeß, der jener erwarteten Befruchtung vorauslaufen muß. Wir haben gesehen, was geschieht. Der Eikern oder das „Keimbläschen“ verläßt vorübergehend seine Stelle, verändert sich und hilft durch den Akt zweimaliger Teilung zwei kleine Körperchen zwischen Glashülle und Dotter erzeugen. Man nennt diese Körperchen die „Richtungskörper“. Was sie eigentlich bedeuten, ist vorläufig absolut unbekannt.

Auf alle Fälle zeigt aber ihre Erzeugung, daß in dem weiblichen Ei jetzt, und zwar schon vor der Befruchtung, ein lebhaftes, selbstthätiges Innenleben erwacht ist. Geheimnisvolle Kräfte sind in voller Thätigkeit wie in einer werdenden Welt, und die Befruchtung, wenn sie eintritt, findet alles bereits in erwartungsvoller Gärung.

Wir kehren aus dem trockenen Bereich der Erklärungen zum Phantasiebild der Dinge selbst zurück. Das Ei ist durch den schmalen Spalt des Eileiters in die Gebärmutter gelangt. Nun entwickelt sich eine höchst dramatisch spannende Handlung: der Akt der Befruchtung.



Unsere große Kugel hat den Schacht verlassen und ist in die Halle eingetreten. In dieser Halle nahen sich ihr jetzt fremdartige Gäste von eigentümlicher Gestalt.

Im Vergleich zu der Kugel sind sie Zwerge. Aber sie rücken dafür in stattlicher Vielzahl und unter lebhaftester äußerer Bewegung an. Auf den ersten Blick ließe sich glauben, es nähere sich eine Schar gespenstischer Kaulquappen. Ein dicker Kopf setzt sich nach hinten fast unmittelbar in einen ziemlich langen Schwanz fort. Schaut man näher hin, so erweist sich der vermeintliche Kopf als einfache Scheibe, von der Seite gesehen birnenförmig geformt und auf beiden Flächen napfartig vertieft. Eine innere Struktur oder gar irgend welche Organe sind nicht darin wahrnehmbar. An diese Scheibe, offenbar den Hauptteil des kleinen Ungetüms, schließt sich der scheinbare Schwanz als zunächst noch verdickter, dann mehr und mehr zugespitzter Faden an.

Alle nahen zunächst nur aus einer bestimmten Richtung der Halle, sonst regellos.

Ihre Bewegung ist dabei eine hüpfende, der Hauptteil voran, das Schwänzchen nachzitternd. Jetzt plötzlich aber geraten sie in die Nähe der großen Kugel. Und auf einmal scheinen sie ein gemeinsames Ziel zu haben. Es ist, als walle von der Kugel irgend ein Atem, ein Duft ihnen entgegen, der sie jählings anschwärmen läßt wie die Falter eines schwülen Sommerabends sich auf eine wollüstig duftende Gaisblattblüte stürzen.

Sie umwimmeln die Kugel. Jetzt erst, im nahen Kontrast, wird ganz deutlich, wie klein sie im Vergleich zu dieser sind. Jene engen Kanäle in dem prallen Glasdach der Kugel, die wir schon zu Anfang bemerkt haben, geben den geschwänzten Ankömmlingen Raum genug, um in das Innere der Kugel vorzudringen. Und dahin geht offenbar ihr Streben. Mehrere zugleich sind alsbald in den Kanälen längelang ausgestreckt und kriechen wie Dachshunde in den Kessel hinab. Es scheint ein Wettkriechen, wer zuerst den Innenraum zwischen Glasdeckel und gelber Kugelmasse (jenen Innenraum, in dem früher die „Richtungskörper“ abgelagert worden sind) erreiche.

Einer der Räuber ist voran. Und plötzlich, wie wir ihn inwendig mit seinem Köpfchen sich aus dem Kanal in den offenen Zwischenraum herausarbeiten sehen, ergreift ein überraschendes Leben auch die gelbe Masse in der Kugel selbst.

Auch dort ist es, als zeige irgend ein jäh erwachender Sinn die Nähe des ersten verwegenen Eindringlings jetzt an. Genau der Stelle gegenüber, wo dieser sein Köpfchen aus dem Kanal des Glasdachs streckt, drängt die gelbe Kugel wie entgegenkommend eine hügelartige Erhebung in den freien Raum hinauf. Ein Moment: und der Kopf des fremden Wesens hat diese gleichsam vorgestreckte Hand ergriffen, — er sinkt in die Erhöhung der gelblichen Kugelmasse direkt hinein. Und die Masse, wie selbst befriedigt davon, umschließt ihn von allen Seiten fest zum Nichtmehrloslassen.

Vergebens erwarten andere, etwas verspätete Räuber, indem sie jetzt auch aus den Kanälen nach innen vorkommen, ein ähnliches Entgegenkommen der gelben Masse. Aber ihnen bietet die Kugel keine innere Hand mehr dar, — im Gegenteil: die ganze gelbe Masse überzieht sich, kaum ist jener erste glücklichste Gast kopfüber in ihr versunken, sogleich mit einer festen Separathülle, die jedes Eindringen in ihren weichen Leib fortan unmöglich macht. Was außerhalb dieser neuen Hülle ist, muß nach hoffnungslosem Antichambrieren endlich elendiglich zu Grunde gehen.

Der kühne Sieger, der erste Eindringling, hat es dagegen offenbar im Innern andauernd vortrefflich. Eine kurze Weile wippt noch sein Schwänzchen über der Stelle, wo sein Kopf versunken ist, hin und her, — dann ist es, als sterbe das Schwänzchen als überflüssig ganz ab, und alles weitere scheint nunmehr Innenarbeit des Kopfes im ausschließlichen Sinne. Eine sehr intensive Innenarbeit.

Ganz deutlich sieht man in der erhellten Masse, wie der kleine, aber energische Gast zunächst tiefer und tiefer einsinkend den gelblichen Stoff mit seinen mancherlei blinkenden Körperchen und Körnchen durcheinanderwühlt und -rührt. Es bleibt aber nicht bei regellosem Rühren. Wohnt dem Fremden nun eine Art elektrischer Kraft oder sonst etwas Besonderes an unbekannter Kraftbethätigung inne: jedenfalls hört er bei einer gewissen Tiefe mit dem einfach wilden Wühlen auf und ordnet die zunächst liegenden gelblichen Kugelmassen zu einem schönen regelmäßigen Strahlensystem um sich her.

Es ist, als gehe eine kleine Sonne in der Kugel selber auf. Und wie die wirkliche Sonne, ihre Strahlen höher und reckend, überall die Wesen zum Erwachen, zum Bewegen treibt, so übt diese tief verborgene Sonne unserer Kugelmasse wachsend und wachsend auch auf einmal eine wunderbar erweckende Wirkung aus auf ein Ding im Herzen der Kugel selbst, das längere Zeit jetzt ganz unthätig geruht, vielleicht wirklich geschlafen hatte.

Jenes kleine Zentralbläschen, von dessen Schicksalen wir früher so viel erlebt haben, beginnt sich jäh zu regen. Die Strahlen des gelben Stoffes sind bis zu ihm herangewachsen. Die Kraft, die diese Strahlen erzeugt, fließt jetzt offenbar auch zu ihm unmittelbar über, eine Kraft, die von dem neuen Eindringling ausgeht. Und die kleine Zentralkugel regt sich, rückt und beginnt langsam dem magischen Besucher entgegen zu wandern. Sie kriecht in der strahligen Masse wie ein Tier.

Aber ehe sie noch weit gekommen, ist auch der Gegenstand ihrer plötzlichen Sehnsucht selbst schon da. Das ursprüngliche Köpfchen der „Kaulquappe“ hat sich vom Moment, da es sich als kleine Sonne in einen Strahlenkranz brachte, gleichzeitig etwas verändert: es scheint jetzt selbst ein Bläschen zu sein ganz ähnlich der alten Kernkugel da drüben, — nur ein gut Teil kleiner. Und dieses neue Bläschen bewegt sich jäh jetzt auf die alte Blase des Zentrums an, — in weit schnellerem Tempo, als diese selbst es eben angestimmt.

Sehr bald hat es sein Gegenüber erreicht. Die ursprüngliche Kernkugel benimmt sich im wahrsten Sinne des Wortes, als wolle sie den Gast umarmen. Sie entsendet fingerartige Auswüchse, die sich um die fremde Kugel herumlegen, — sie drückt den Freund an sich, wölbt sich an der Berührungsstelle nach innen ein . . . . plötzlich ist das Doppelbild zweier Kugeln verschwunden, sie sind ineinander geflossen, — sie sind eins geworden. Die Strahlensonne, die der Eindringling mitgebracht, steht in voller Korona um die neu entstandene gemeinschaftliche Zentralkugel, — die große gelbe Kugel hat, wie früher, so jetzt wiederum nur eine einzige, genau im Zentrum schwimmende Innenkugel, einen einzigen „Kern“.



Du begreift, was äußerlich geschehen ist. Zur Erklärung des Details bedarf es nur weniger Worte. Der Vorgang, dessen Zeuge du diesmal warst, hat sich ganz im Innern der weiblichen Gebärmutter abgespielt, also in demselben Organ, in dem später das Kind bis zu seiner Geburt verweilt und reift.

Die Trägerin dieser Gebärmutter ist unmittelbar oder doch in nicht zu langer Frist vor dem Schauspiel, dem wir beigewohnt haben, mit einem zweiten menschlichen Wesen in Beziehung getreten. In diesem zweiten menschlichen Wesen befanden sich als Ersatz für die Eierstöcke des Weibes gewisse

Organe, die in großer Anzahl jene kaulquappenähnlichen Gebilde zu erzeugen pflegen, die du als Fremdlinge in die Gebärmutter des Weibes eintreten sahst. Man bezeichnet diese Gebilde, mikroskopisch kleine, aber intensiv lebendige Körperchen, als Samentierchen oder Samentierchen. Es sind aber nicht etwa besondere „Tiere“, sondern ganz in derselben Weise kleine losgelöste Produkte oder Stücke des lebendigen Mannesleibes, wie die Eier am Eierstock solche des Weibes sind.

Den Akt der Übertragung kennst du. Es ist gesorgt, daß die Gebärmutter des Weibes, wo das Ei wartet, durch einen freien Ausführungsgang mit der Außenwelt in Verbindung steht. Einmal in diesen Ausführungsgang hineingeworfen, arbeiten sich die Samentierchen durch eigene Bewegung wirklich bis in die Gebärmutter hinauf.

Sie stoßen dort, falls alles günstig liegt, gerade auf die frische weibliche Eizelle.

Eines dringt bis in die Dotterkugel des Eies vor. Das Keimbläschen des Eies verschmilzt mit dem Kopfe des Samentierchens . . . . . die Befruchtung im eigentlichen Sinne ist vollzogen.

Das „Wie“ hast du im Detail gesehen. Das Wesen der auffälligen Kräfte und „Sympathien“, die dabei zur Geltung kommen, ist auch der modernen Wissenschaft noch völlig rätselhaft . . . . .

In Parenthese nur noch: Du hast mit der Phantasie etwas gesehen, was als wirklichen inneren Akt bisher auch der findigste Naturforscher noch niemals direkt beobachten konnte. Man kennt das Ei des Menschen, kennt die Samentierchen, kennt die allgemeinen Bedingungen des Aktes — und man kennt, was sehr wichtig ist, die spätere Entwicklung des werdenden Menschleins aus dem befruchteten Ei. In sich selber hineingesehen zur Kontrolle jener ganz raffinierten Details hat aber noch keiner. Indessen weiß man eins mit eben solcher Sicherheit. Im Punkte des engeren Befruchtungs-

vorganges — von jenem Abscheiden der mysteriösen Richtungs-  
körper an bis auf die Verschmelzung von Eikern und Samen-  
kopf, — sind sich die höheren Tiere schier unglaublich ähnlich.  
Überall fast kehrt auch äußerlich genau derselbe Prozeß wieder  
und im Wesen, im Schema des Prozesses, scheint überhaupt  
nicht der mindeste Unterschied zu bestehen.

Also ist es thatsächlich kein Sprung, wenn wir von  
Tieren, wo wir zufällig die Sache ganz genau verfolgen  
konnten, auch noch in gewissem Detail einfach auf den Menschen  
schließen und unsere Phantasie danach einrichten. Solche Tiere  
sind zum Beispiel die Seeigel. Sie haben die Freundlichkeit,  
glashell durchsichtige Eier zu liefern, die sich außerhalb des  
Muttertieres und unmittelbar unter dem Mikroskop des Forschers  
künstlich mit lebendigem Seeigelmannesamen befruchten lassen.  
Da siehst du alles sonnenklar. Wenn du aber dazu nun noch  
das nimmst, was man von des Menschen direkten Verwandten,  
den Säugetieren, weiß und dich mit dem Ganzen in die  
anatomischen Verhältnisse des Menschenkörpers hineindentst, so  
ist gar kein Zweifel, daß dein Bild im groben Umriss — mehr  
habe ich dir ja nicht gegeben, — auch für den Menschen  
richtig wird. Also!



Ich gehe an dieser Stelle jetzt nicht näher darauf ein,  
was mit dem befruchteten Menschei geschieht und wie es zum  
fertigen Menschen wird. Das ist in den Einzelheiten noch  
eine lange, höchst verwickelte Geschichte. Aus dem alten Ei und  
dem neuen Samenkopf ist ein neues, einheitliches Ding ge-  
worden, allerdings ein Ding, das jetzt von zwei Parteien etwas  
stofflich in sich schließt: ein Stückchen Vater und ein Stückchen  
Mutter. Das Nächste darauf ist, daß sich der Dotter mit  
seinem Kern innerhalb der Eihülle jetzt abermals in zwei  
Teile trennt, dann in vier und so weiter, bis ein ganzer

Klumpen gleichsam organischer Bausteine dasiegt, aus denen der Wunderbau des kindlichen Leibes nun werden mag. Die lebendigen Bausteine lagern sich zu Schichten aufeinander, aus jeder dieser Schichten werden bestimmte Organe und Ordnungen von Organen. Das krümmt sich, faltet sich, gruppiert sich wie in einem rechten Hegenkessel, dem ein Homunkulus entsteigen soll. Auf einmal ist ein Rückenmark da, ein Kopf, Augen, Beine. Eine Zeitlang zeigt sich im Ganzen noch eine geschwänzte Mißgestalt, aus der recht wohl auch ein Schwein oder Hase werden könnte. Dann geht auch das vorüber und nun ist's endlich wirklich ein possierlich kleines, aber waschechtes Menschlein, das bloß noch eine gewisse Größe und Schwere zu erreichen braucht, um, unter jähem Losreißen aller körperlichen Verknüpfungen mit der Mutter, aus der Öffnung der Gebärmutter und schließlich der des ganzen weiblichen Körpers nach außen an die freie Luft befördert zu werden. Diese „Geburt“ vollendet im Grunde nur, was die „Zeugung“ entscheidend begonnen hat: die Schaffung eines neuen, selbständig lebensfähigen Menschen.



Wissen mußt du zu dem ganzen Vorgange nur noch eins.

Ich sagte dir, das weibliche Ei wie das männliche Samentierchen stellen jedes ein kleines lebendiges „Stückchen“ dar, das von dem lebendigen weiblichen oder männlichen Leibe losgerissen würde. Die Wissenschaft definiert das in ihrer Sprache etwas genauer, indem sie ein Wort anwendet, das uns noch öfter in diesen Betrachtungen begegnen wird. Sie sagt: das Ei wie das Samentierchen stellen je eine einzige lebendige, vom elterlichen Organismus losgelöste „Zelle“ dar.

Dazu ist nun nötig, daß du dir eine ziemlich einfache, in unsere konventionelle Allgemeinbildung aber noch nicht übergegangene naturgeschichtliche Sache vergegenwärtigst.

Also denke dir ein großes Haus. Mit einer Masse von Zimmern. Die Zimmer haben sehr verschiedene Höhe und Größe und sind ganz verschieden möbliert. Das eine dient diesen Zwecken, das andere jenen: Schlafzimmer, Esszimmer, Küche u. s. w. Die Zimmer sind also unter sich so ungleich wie möglich, wenn schon sie im Ganzen einem einzigen großen Hausstande für seine vielfältigen Bedürfnisse dienen mögen. Nun untersuchst du aber hinter den Möbeln und Tapeten die Wände und du findest: allemal stößt du in diesen Wänden auf die ganz gleichen Baubestandteile, nämlich Ziegelsteine.

Da kann nun eine Wand hoch sein oder niedrig, mag die Wand eines Salons oder eines Korridors oder gar des Aborts sein: immer besteht sie aus an sich ganz gleichartigen Ziegelsteinen, die Stück für Stück fest verklebt aufeinander liegen und das ganze Haus recht eigentlich als Elementarstoff zusammensetzen.

Jetzt sieh dir ein Tier an, sagen wir einen Hund. Er ist auch in seiner Art ein großes kompliziertes Haus. Wenn du in seinen Leib schaust, so siehst du Kammern und Gänge aller Art. Hier das Herz, dort die beiden Lungenflügel, den Magen, die Gedärme, — kurz die Organe. Die sehen untereinander gewiß auch verschieden genug aus. Und ihre Bestimmungen sind die aller verschiedensten: im Herzen wird das Blut gepumpt, in der Lunge wird es gereinigt, im Magen und Darm wird Speise verarbeitet und so fort.

Und doch: prüfe auch hier die Wand eines solchen Organs. Schneide ein Stück Darm aus und lege es unter gute Vergrößerungsgläser. Du erlebst etwas ähnliches, wie bei der wirklichen Hauswand. Diese Darmwand besteht natürlich nicht aus Ziegelsteinen. Aber sie besteht auch aus gewissen kleinen Bauteilen, die im kleinen allen Ernstes beinahe wie winzige Steinchen Stück für Stück aufeinander kleben und den ganzen Darm regelrecht zusammensetzen, wie jene Ziegel die massive Hauswand. Der wesentlichste Unterschied ist, abgesehen von der

mikroskopischen Kleinheit, nur der, daß diese Darmbauteilchen nicht harte, steinartige Gebilde, sondern durchweg weiche Klümpchen der eigenartigsten Masse sind. Der Darm ist ja ein Teil, ein „Zimmer“, eines lebendigen Organismus, — eines Tieres, eines Hundes. Auch er „lebt“, so lange der ganze Hund lebt. Das Leben dieses Hundes aber haftet, wie alles Leben auf Erden, an einem bestimmten Naturstoff von merkwürdigster chemischer Mischung. Jeder „Bauziegel“ des Darmes ist entsprechend ein Klümpchen solchen Lebensstoffes. Eine Unmenge dieser Klümpchen setzt den ganzen Darm zusammen und bedingt sein „Leben“. Sie bildet nicht nur seine Wand, sondern sie bedingt auch (darin der Ziegelmauer allerdings weit voraus), was in ihm geschieht.

Nun nimm ein anderes „Zimmer“ des lebendigen Hauses, Hund genannt: etwa die Lunge. Betrachte ein Stück Lunge unter dem Mikroskop. In der Lunge geschehen andere Dinge für den Gesamthaushalt des Hundekörpers als im Darm. Und trotzdem: wie in unserm echten Hause derselbe Ziegelstein Salonwand und Abortwand zusammensetzte, so setzen hier die Wand der Lunge ziegelartig aufeinander ganz ähnliche, ja in allem wesentlichen gleiche lebende Stoffteilchen zusammen, wie wir sie beim Darm fanden. Freilich: ihre Beschäftigung ist hier in der Lunge eine andere als dort im Darm. Aber das thut der Grundthatsache keinen Abbruch, daß sie im Prinzip hier wie dort der eigentliche Baustein des lebendigen Organs sind.

Und so kannst du nun den ganzen Hund zerstückeln bis in jedes Hautfleckchen und jedes Muskelstückchen und jeden Blutstropfen hinein: immer erscheint dasselbe Grundelement kleiner Klümpchen lebendigen Stoffes, die ganz wie Ziegelsteine aufeinander liegen und den gesamten Hundeleib genau so aufbauen, wie echte Ziegel ein echtes Haus.

Man hat ein Wort dafür erfinden müssen und hat sich schließlich auf ein nicht ganz schlechtes, aber auch nicht ganz rechtes konventionell geeinigt: man nennt die lebendigen Einzel-

Klümpchen „Zellen“ und sagt: der ganze Hund ist in allen seinen Organen durch die Bank aufgebaut aus Millionen und Abermillionen solcher lebendigen „Zellen“, — er ist ein großes Gebäude, dessen einheitlicher Baustein die „Zelle“ ist. Die Lebensgewohnheiten, die „Arbeiten“ dieser Zellen sind dabei sehr verschiedenartige. Die Zellen des Darmes saugen Nahrungssäfte auf, die Zellen der Lunge verarbeiten die dem Organismus nötige Luft, die Zellen des Gehirnes empfinden, überlegen und ordnen als Oberleitung den ganzen Leibeshaushalt — und so fort. Aber die Zellen selbst bleiben sich als solche trotz verschiedenster Leistung innerlich so gut wie wesensgleich und wahren sich sämtlich das Grundbild des einheitlichen Lebens-Ziegelsteins.

Der Hund, den wir als Beispiel gewählt haben, ist ein verhältnismäßig schon sehr hoch entwickeltes Tier. Nimm ein niedrigeres Tier: etwa einen Regenwurm. Du findest dieselbe Sache. Auch er besteht nicht aus einheitlichem Lebensstoff, sondern dieser Lebensstoff erscheint auch in ihm zunächst gegliedert in „Zellen“, und eine Unmasse solcher Zellen setzen dann seinen Leib, seine Organe zusammen. Er ist kleiner als der Hund und hat nicht so komplizierte Organe wie dieser. Also besteht er aus weniger Zellen, — genau so, wie eine Hütte weniger Ziegelsteine enthält als ein Palast. Das ist aber der einzige wesentliche Unterschied. Ganz unten in der Kette findest du Tiere, die schließlich gar nur mehr aus einer einzigen Zelle bestehen. Ein einziger Ziegelstein, auf blanker Ackerfläche gelegt, bildet ein „Haus“ für sich: so ist es hier. Umgekehrt gehst du wieder zu den Pflanzen, so findest du dort die höheren abermals aus vielen Millionen von Zellen zusammengesetzt: der Obstbaum da drüben trägt in jedem Blatt allein eine ganze Fülle davon und wie viel solcher Blätter schüttelt er im Winde!

Nun aber zu dir selbst, zum Menschen, aufwärts noch über den Hund hinaus. Auch du bist vom Tier gekommen,

bist zoologisch gesprochen noch jetzt ein echtes Tier. Auch deine Lunge, dein Darm, dein Gehirn weisen den treuen Baustein aufs säuberlichste auf. Dein Leib, deine Organe, dein ganzes Du sind ein einziger großer Wunderbau aus Millionen winziger Zellen, genau so wie Hund, Regenwurm und Stäubchen es sind.

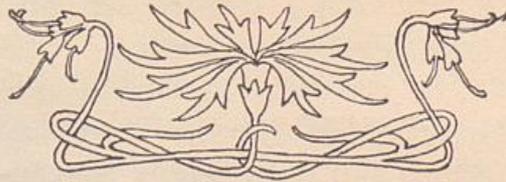
Da sprachen wir nun aber vorhin von einigen Organen deiner Menschlichkeit im besonderen. Von den Geschlechtsorganen bei Mann und Weib. Es sind Organe, — Organe im Grunde wie alle anderen auch. Ob du nun den weiblichen Eierstock nimmst oder den Darm oder die Lunge, — du stehst auf alle Fälle vor einem Organ. Auch der Eierstock und ebenso das männliche Samenorgan sind aber als regelrechte Organe natürlich auch ihrerseits zusammengesetzt aus Zellen. Bloß daß diese Zellen eben auch hier ihre besonderen Gewohnheiten, ihre ganz besondere, nur ihnen im großen Menschenleibe zufallende „Arbeit“ haben. Sie saugen nicht Nahrung wie der Darm oder pumpen Blut wie das Herz. Ihre Aufgabe ist eine ganz besonders merkwürdige.

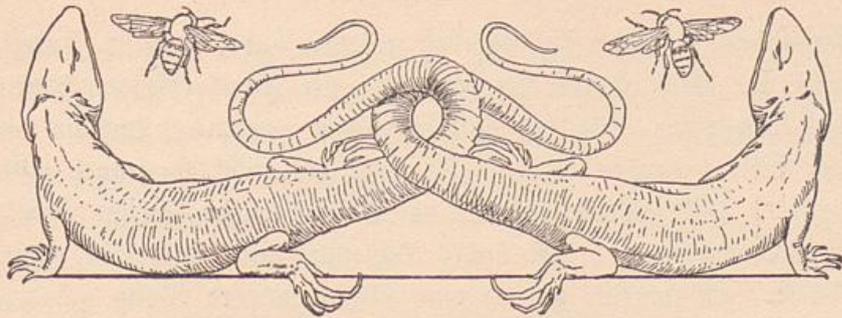
Denke dir ein Zimmer in dem Hause mit den besagten Backsteinwänden. In diesem Zimmer vollzieht sich ein verrückter Spuk. Von Zeit zu Zeit regt es sich in der Wand, die Tapete klappt, und es fällt ein einzelner Ziegel aus dem Mauerverbande heraus mitten ins Zimmer hinein. Kaum ist er da, so beginnt er zu krabbeln. Krabbelt durch die Thür und schließlich gar aus dem Hause heraus. Und wächst draußen nach allerlei Abenteuern und nachdem er noch mit einem zweiten losen Ziegelstein eines Nachbarhauses zusammengekommen ist, zu einem kleinen neuen Hause selbstthätig auf.

Buchstäblich so geht es mit unseren menschlichen Zellenhäusern Mann und Weib. Von Zeit zu Zeit löst sich von der Zellwand des männlichen Samenorgans eine einzelne Zelle ab und wandert aus dem ganzen Hause heraus. Sie sucht ein weibliches Menschenhaus. Dort hat sich im Eierorgan eben-

falls eine Zelle vom Verbande gelöst und ist ebenfalls wenigstens ein kleines Stück gewandert. Die beiden freien Zellen finden sich . . . . . und was sie machen, das hast du gesehen. Ei und Samentierchen: sie sind nichts anderes als zwei solcherart von ihrem Organ abgefallene Einzelzellen. Indem sie sich in der Begattung finden und miteinander verschmelzen, bilden sie einen Grundstein, eine erste Bauzelle zu einem neuen Zellenbau, einem neuen Organismus, einem neuen Menschen.

Dies der einfache Sachverhalt. Die Kraft des Neubauens müssen sie natürlich in sich besitzen. Das könnte kein Ziegelstein. Hier liegt ein großes Geheimnis des Lebens, das in unserem rohen Bilde von dem Hausbau aus Ziegeln nicht mehr enthalten sein konnte, aber auch nicht brauchte, da du zunächst nur die Geschichte mit der „Zelle“ überhaupt in ihrer Beziehung zum Zeugungsakt dir vergegenwärtigen sollst. Halte sie dir fest, wir kommen noch mehrfach darauf zurück.





„Der Adler sieht getrost  
Grad' in die Sonn' hinein,  
Und du in ew'gen Bliß,  
Im Fall dein Herz ist rein.“  
Angelus Silesius.

Das wäre nun also der menschliche Zeugungsvorgang, — modern angeschaut. Die Schaffung eines neuen Menschen — so weit in den Kern der Dinge hinein gesehen, wie wir es heute überhaupt können.

Du magst dich drehen und wenden, wie du willst: — mit dieser kleinen Sonne da drinnen und dieser siegreichen Kaulquappe, die das Sonnenherzchen erobert und mit ihm verschmilzt, stehst du im Zentrum des gesamten Liebesproblems. Zunächst beim Menschen. Dann in dem Sinne aber, daß alle weitere Naturauffassung für uns immer wie in unendlichen Radien von dem einen Denkmittelpunkte „Mensch“ ausstrahlt, auch für die ganze erkennbare Welt.

Du kannst alles von dem Worte „Liebe“ bei dir abziehen. Den ganzen blauen Himmel über ihr. Alles was in den Geist, in die Kultur, in ideales Menschentum, in religiöse Erhebung und künstlerischen Harmonientraum hineingewachsen ist. Nur diesen einfachen, realen Prozeß der Zeugung kannst du nicht abziehen, ohne daß der Begriff dir elendiglich stirbt.

Ich weiß wohl, daß es Leute die Menge giebt, die sich vor solcher Behauptung entsetzen. Sie werden auch die ganze

Erzählung, wie ich sie dir eben gegeben habe, greulich finden. Laß sie. Es sind die Menschen, die nie etwas erfahren haben von den tiefen Schauern philosophischen Denkens. Die nie mit der Welt gerungen haben: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Und die nie erkannt haben, daß dieser Segen überall fließt, daß es vor ihm nichts Schlechtes und Gemeines giebt. Dieser Zeugungsakt ist wie eine blitzschwängere Wolke geladen mit Philosophie. Was wissen sie davon! Gerade die, die am meisten zetern über Unmoral im Besprechen solcher Dinge, sind meistens dieselben, die in der Wirklichkeit den Akt wie einen dummen Scherz nehmen. Die nie den furchtbaren Ernst empfinden, den die Natur dahinter gelegt hat. Für sie ist es, wenn nicht unsittlich, doch mindestens auch ein Scherz, wenn man von einer Philosophie der Zeugung spricht.

Auch diese Dummköpfe empfinden, daß die Sonne, die dort über dem Silbermeer glüht, etwas Erhabenes ist, etwas, das die Seele des Menschen ins Unendliche reißt. Dieses ungeheure Flammengestirn, an dessen Kräften die kleine Erde hängt wie das winzige weiße Segel dort an dem unabsehbar blauen Meeresplan, der von Europa bis Afrika reicht. Mit ihren dunklen Flecken, in denen die Erde viermal versinken könnte. Ihren roten Protuberanzen, in denen glühender Wasserstoff bis zu einer halben Million Kilometer hoch in die Lüfte spritzt. Und doch: jene andere, winzige Sonne, die sich da aus Samenzelle und Eizelle baut, ist sie in ihrer Art und für dich nicht noch gewaltiger und wichtiger als die flammende Planetensonne dort? Die wirkliche Sonne hebt sich alltäglich über dir und sinkt. Du trinkst ihre Kraft. Sie hält den Planeten unter dir im festen Geleise. Vielleicht von allem, was dich umgiebt, ist sie nächst der Erde selber die stärkste äußerliche Macht, die dir gegenübersteht. Mit der Eizelle aber hängst du im Innenleben des Kosmos. In der Folge des Lebendigen. Nicht bloß mit dem empfangenden Auge, sondern mit der eigenen That. Du wirfst selber Kosmos in ihr. Diese Sonne

wandelt nicht bloß außen über dir. Sie kreuzt deine eigene Bahn, wandelt unter heiligen Schauern einmal durch dich selbst.

Mit ihr rührst du an das Geheimnis aller Geheimnisse an das Problem von Leben und Tod.

Laß uns den Weg an dieser Ecke einen Augenblick weiter gehen . . . . .



Unser Wissen von dem entscheidenden Akt der Zeugung hat sich ja als „Wissen“ so unendlich erweitert heute. Für den Menschen früherer Jahrhunderte waren die realen Dinge dabei noch dunkel, — so dunkel! Fast so dunkel und zusammenfallend mit diesem Dunkeln wie das Innere des weiblichen Körpers. Man sah die Präliminarien des Akts. In Sonne, Mondschein und Sternennacht das Aufkeimen erotischer Empfindungen zwischen Mann und Weib — jener Empfindungen, die so bezaubernd viel Ideales schon mit umspannten seit Jahrtausenden der Kulturgeschichte und immer mehr erfaßten. Man sah den Sturm der Sinne, — jetzt ganze Ur-Natur, die alles Kulturelle hinter sich ließ — mit dem die Geschlechter aufs engste zu einander drängten. Bis zu dem Höhepunkt der körperlichen Geschlechtsvereinigung . . . . . Dann schloß sich der Schleier. Und wie ein ganz neues, im Bilde absolut Zusammenhangloses erschien nach Monaten der „neue Mensch“, erst pochend, als sei es nur ein Organ unter einer warmen Hülle im Dunkeln des Mutterleibes, — dann jäh, unter Qualen dieser Mutter, die an Todesschmerz gemahnten, auftauchend zum Licht, für das der ganze Körper in Auge, Atmung, Bewegung schon vollkommen bereitet schien. Was Akt und Akt verknüpfte, blieb aber purpurdunkles Mysterium.

Wir jetzt sind ja ein gut Stück darüber hinaus.

Um 1590, also rund hundert Jahre nach der That des Columbus, ist das Mikroskop erfunden worden. Eine Reihe

von Jahrzehnten später hatte ein holländischer Student den Mut, warmen, lebendigen Mannesamen unter die vergrößernden Glaslinsen zu bringen. Als bald erkannte er jene faulquappenähnlichen hüpfenden Körperchen: die Samentierchen. Die Entdeckung wurde von dem ersten bedeutenden Mikroskopiker des siebzehnten Jahrhunderts, Leeuwenhoek, bestätigt und weiter ausgelegt. Der intimste Freund Leeuwenhoeks, Regnier de Graaf, fand gleichzeitig die nach ihm benannten Bläschen am weiblichen Eierstock, in denen die menschlichen Eier entstehen: er hielt sie irrthümlich für die Eier selbst. Das wirkliche Ei selbst sah der große Karl Ernst von Bär sehr viel später, im Jahre 1827.

Seitdem erst datiert auch das allgemeine Verständnis der Zeugungsdinge im modernen Sinn. Jene Details über Ausstoßung der Richtungkörper und Verschmelzung eines Samentropfs mit dem Kern der Eifugel sind nicht vor 1875, also in den letzten beiden Jahrzehnten, mühsam Stück für Stück beobachtet worden. Immerhin haben wir jetzt in der Lücke, wo vormals die volle Nacht stand, einige Sterne und durch Analogie sogar bereits eine feste Milchstraße. Der Prozeß, der früher abriß in der Sekunde, da der Mann sich vom Weibe wieder löste, fängt für uns nach diesem erst recht an: nun erst beginnt das geheime Werk zwischen Samentierchen und Ei, das in der Form, wie wir es oben mit erlebt haben, zu der echten, der entscheidenden Zeugung erst führt. Die schließliche Geburt des reifen Kindes erscheint uns dann wieder bloß als eine einfache Konsequenz von diesem intimsten Akte.

Und doch: auch diese unendlich verbesserte Kenntnis des wirklichen Sachverhalts ändert im tiefften Wesen nichts an dem Herzeil einer Philosophie der Zeugung, die thatsächlich schon so alt ist wie die menschliche Philosophie überhaupt.

Durch den Wechsel der Weltanschauungen von mindestens viertausend Jahren klingt sie herauf wie eine große Melodie, die niemals wieder verstummen konnte, nachdem gewisse Gedankengänge einmal angeregt waren. Was wir heute davon

wiederholen, weil es noch immer der Ausgangspunkt ist auch all unserer Weisheit jenseits von Mikroskopen und physiologischen Theorien, ist im Herzen grau wie Mumienstaub. Der Euphrat, der Nil, der Ganges und der Jilissos wühlen sich mit singender Welle hindurch. Gegen diese uralten Ideen gehalten, ist Christus ein Epigone.



Diese Philosophie richtet ihren Blick auf die einfachsten Grundthatsachen des menschlichen Lebens.

Der Mensch, als Individuum genommen, steht plötzlich inmitten dieses Lebens, er fühlt sich als Ich, als lebendig, als bewußt vorwärts schreitend in der Zeit. Seine Erinnerung giebt ihm keinen Anfangspunkt seiner Existenz. Unmittelbar ist ihm weder begreiflich, daß er jemals vorher nicht da war, noch, daß er in der Folge jemals nicht da sein sollte. Aber er lernt. Und zwar lernt er zweierlei in erster Linie.

Mit Unerbittlichkeit wirft ihn das Leben selbst vor die Thatsache des Todes.

Eine bestimmte Zeitspanne begrenzt das Individuum. Keine Größe, keine Kleinheit des geistigen Wertes, den das Individuum entwickelt, schützt gegen die Sense, die allerorten schwirrt. Patroklos liegt begraben, aber auch Thersites hat eines Tages daran glauben müssen. In der Jobsiade liest du als einen gelungenen Scherz das große Totenregister, in dem alle Helden der Weltgeschichte in unmögliche Reime gebracht sind und zwar jeder mit dem Zusatz, daß er auch gestorben sei. Auch Cäsar. Auch Alexander. Auch Aristoteles. Und auch Schinderhannes. Und der Kandidat Jobs. Das wirkt komisch. Aber hinter der Komik liegt eine verborgene Tragik, die in einen furchtbaren Ernst umschlägt, wenn man

wirklich sich vergegenwärtigt, welche Hekatomben ohne jede Rücksicht auf Wert oder Nichtwert, ideale Größe oder vollkommene Lächerlichkeit hingemäht worden sind. Der Einzelne erlebt in den Jahren seiner Existenz die Bekanntschaft mit glücklichen und siegreichen Naturen, die das Unbekannte der Erde durchwandert haben; die in den Schacht der Vorwelt hinabgetaucht sind; die mit Auge und Geist durch Milchstraßen und Siriusweiten geflogen sind. Was nützt all diese Weite. Die Individuengeneration dieser Forscher allein auf der Erde — hundert Jahre: ein paar uralte gebeugte, fast oder ganz blinde Greise schlepten sich noch als letzter Menschenrest auf dem verödeten Planeten Erde kümmerlich dahin. Noch ein viertel Säkulum: und es herrschte jene Wüstenstille des ausgestorbenen Sterns, die wir uns als höchstes Grauenbild vielleicht bei unserem Monde denken oder in den Tiefen des Alls auf eisigen Trabanten nachtschwarz erloschener Ursonnen träumen.

Das ist die eine sichere Beobachtung: der Tod.

Nun die zweite. Der Mensch lernt einen wunderbaren Akt kennen, der ihn aus derselben Wirklichkeit, die den Tod als ewigen Schattenstreifen durch alle seine Hoffnungen schleift, wie eine ewige Sonne anstrahlt.

Den Akt der Zeugung.

Ein Weib entflammt seine Sinne, unendliche Seligkeiten durchströmen ihn für einen Moment. Sie fliegen selbst gleich wieder dahin, wie alle Lust und Kraft der Kreatur als solche alsbald verwehen und nur noch schattenhafte Erinnerung sind, — Erinnerung, die mit allem anderen Besitztum des Individuums schließlich auch in den Schlund des Todes stürzen wird. Aber aus dem Akt zwischen Mann und Weib erwächst unabhängig davon ein ganz Neues. Ein neuer Mensch. Der Zeugende ist vielleicht dreißig Jahre alt. Neunzig soll er alt werden, dann aber trifft ihn der Tod. Auch der neue Mensch, den er gezeugt hat, mag die vollen Neunzig erreichen. Dann wird er dreißig Jahre fortdauern über jenen hinaus. Und wenn er

abermals zur Zeugung vorgeschritten ist in seinen neunzig Lebensjahren, so wird sein Tod wiederum eine gewisse Zeitspanne auf der Erde von Lebendigem überdauert werden.

Durch dieses einfache Rechenkunststück hebt die Zeugung den Tod wenigstens in seiner Totalwirkung auf.

Anstatt mit der ersten Todeshekatombe des ersten Jahrhunderts schon in den ewigen Abgrund zu stürzen, windet sich die Menschheit an dem kleinen Prä, das die gezeugte Generation jedesmal zeitlich vor der zeugenden voraus hat, wie ein zähes Schlinggewächs durch die Jahrtausende.

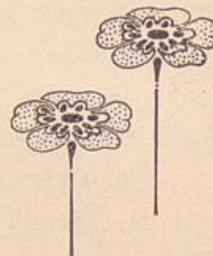
Vor diesen beiden Grundthatsachen — Tod und Zeugung — steht der Mensch so lange wie er überhaupt denken kann. Der Affenmensch, wie ihn Gabriel May gemalt hat, mit dem ersten Strahl keimenden Geisteslichts unter den noch tierisch wulstigen Augenbrauenvorsprüngen, mag ein erstes dumpfes Ahnen empfunden haben. Der rohe Höhlenmensch, der Mammut und Megatherium jagte, setzte mit seinem Grübeln hier ein. Von hier spann sich der Mythos ins Unendliche. Aber hierher wanderte wie zum Magnetberg auch jeder tiefere, größere Weise, der das Gehirn der Menschheit im reinen Wahrheitsdienste ein Stück höher trieb, immer und immer wieder zurück. Und der schlichteste Mann begriff diesen Weisen gerade vor der Einfachheit dieser Grundthatsachen immer wieder. Unter dem dämmergrünen Baldachin auf schwarzen Wurzelsäulen des heiligen Feigenbaums am Ganges, der die Welt wie ein lebendiger Tempel abschloß. Im Angesicht des ätherreinen Sternenhimmels auf den luftklaren Gebirgshöhen von Peru. An den unendlichen fahlgelben Wassern Chinas oder dort, wo die glühende Wüste zur schillernden Fata Morgana zerfloß.

Die Zeugung erschien als die einzige unzweideutig sichtbare Form einer Unsterblichkeit in der Menschenexistenz. Durch sie war eine „Menschheit“ überhaupt da, ein Denken über Generationen hinweg, ein Fortleben der Tradition, ein Faden des Denkinhalts.



„Der Mensch hat eher nicht  
Vollkommne Seligkeit,  
Bis daß die Einheit hat  
Verschluckt die Aenderheit.“

Angelus Silesius.



### Unsterblichkeit!

Die Jahrtausende des menschlichen Denkens wachsen im Flackerglanz dieses Wortes auf einmal zu gewaltig klingenden Säulen aus, — mit einem Klang, der in mehrfachem Sinne an jene alte Stimme der berühmten Memnonsäule in Ägypten erinnert, über die sich bekanntlich hundert Privatmeinungen der Reisenden in den Haaren lagen und von der man heute noch nicht weiß, ob sie einem Priesterbetrug, einer Sinnes Täuschung oder einer realen, mechanischen Wirkung (allerdings Sonnenwirkung) ihren Ursprung verdankte.

So weit jene philosophische Erkenntnis des einfachen Sachverhalts von Tod und Zeugung in der Denkgeschichte zurückreicht, so weit gehen auch zwei Fassungen des Unsterblichkeitsgedankens zurück. Zwei Fassungen, die zwar ideell einander nicht ausschließen, aber doch an den beiden denkbar verschiedensten Ecken einsetzen.

Die eine Fassung klammert sich an den Begriff des Individuums. Das Individuum ist ihr das Höchste. Jedes Individuum ist ihr eine Welt für sich, die sich emporentwickelt. Aus Dunklem herauf, auf Dunkles zu. Aber immer vorwärts. Ein solcher Gedankengang muß den äußersten Versuch machen,

die eine jener Grundthatfachen der menschlichen Existenz vollkommen umzudeuten. Sie läßt den Tod nicht als Abschluß zu. Er darf nur eine eigentümliche Entwicklungsstufe in der Weltwallfahrt des Individuums sein. Eine Entwicklungsstufe, bei der es nur einfach aus dem Gesichtskreise der noch nicht so hoch Entwickelten, also der Lebenden, verschwindet, ohne deshalb unterzugehen. Die sichtbare Lebenszeit, mit ihren fünfzig bis hundert Jahren oder noch weniger, ist in diesem Sinne nur eine flüchtige Konstellation, — der wahre Stern des Individuums aber leuchtet über die Jahrtausende. Er hat seine verborgene Sonne, um die er kreist, — fester kreist als ein Planet um die sichtbare Sonne unseres Systems. Der Planet kann abstürzen, aufflammen: das unsterbliche Individuum nie. Mit einer ungeheuren Energie hat sich diese Fassung der Dinge durch das Denken der Menschheit gekämpft. Getragen von dem ganzen Trotz der Individuen, die sich auflehnten dagegen, daß die Welt, dieses bunte Kaleidoskop da draußen, ewig sein sollte, das Ich aber, das ein König über diesen fluchtartig tausenden Dingen zu stehen schien, eines Tages wie ein wertloses Blatt vom Baume dieser Welt fallen soll. Getragen von dem tiefinnerlichen Gefühl einer Unlogik des Geschehens, die man sich nicht aufzwingen lassen wollte. In den wunderbarsten idealen Denkformen ist dieser Gedanke aufgestiegen, wie in den banalsten. Von Plato, für den die irdische Realität des Individuums nur ein rasch verrinnender, bleicher Traum war in einer viel höheren Idealexistenz jenseits von Zeit und Raum, bis auf den großen Fechner, der zu den mechanischen Wellen, die von jedem Individuum je einmal ausgestrahlt sind und als Nachwirkung auch nach seinem Tode noch unendlich weiterrollen in der Mechanik der Welt, eine parallel erweiterte Psyche über den Tod hinaus ahnte. Aber auch bis auf das arme Bild herunter von einem Schulhaus, wo nach dem Semesterluß der Lehrer Zensuren aussteilt, und die Schüler Strafe für das bekommen, was ihnen nicht genügend beigebracht worden ist.

Philosophische Systeme kommen und gehen, jeder neue Philosoph ist Simson, der die Säulen seines Hauses bricht. Kirchendogmen, die über solchen Systemen versteinten, werden vom Sturm der Gedanken wieder zernagt, bis sie wie feiner Meteorstaub im leeren Raum verwirbelt sind. Magst du die Dinge selber werten, wie du willst: sicher ist, daß mit der Annäherung an die Gegenwart eine immer dunklere Wolkenbank sich über diesem Gebiete lagert. Wir können sie für unseren Zweck lagern lassen . . . . wir beide wissen ja, welche ungeheure Frage darunter schläft. Die Erwähnung genügt. Lassen wir die große Sphinx ruhen an dieser Stelle und fragen jetzt nicht, ob der Sand, in der sie heute begraben liegt, steigt oder sinkt . . . .

Mit unvergleichlich sicherem Tritt aber stellt sich neben den Glauben an die Unsterblichkeit des Individuums die Erkenntnis des zweiten Unsterblichkeitsweges, der zwar von sich aus das Individuum nicht retten kann, aber wenigstens die Menschheit. Es ist der Weg über die Zeugung, über die Liebe.

Im Prinzip ist auch diese Fassung eine uralte Weisheit. Sie ist so naheliegend, daß sie es sein muß.

Die paar Jahrtausende menschlichen Denkens sind vor solchen schlicht logischen Schlüssen im Sinne des biblischen Spruchs wirklich nur eine Nachtwache. Ein Vater, der sterbend sein junges Kind segnet: und der ganze Gedankengang ist im Umriß klar. Der Vater stirbt, — was man sich dann je nach der angedeuteten anderen Fassung für sich wieder erklären mag. Aber das Kind lebt, und in ihm geht die Linie weiter. Millionen solcher Linien, sich kreuzend, verspinmend, neue Linien erzeugend: die Menschheit. Das Kind wird Enkel bringen, die Enkel Urenkel. Alles auf dieser Erde, unter dieser Sonne, die dem ältesten Ahnen, von dem noch Kunde da ist, schon Boden, Wärme, Licht gaben. Auf ewiger Erde, — unter ewiger Sonne: — der ewige Mensch, fußend auf dem Mysterium der Liebe, das ihn unsterblich macht.

Aber wenn auch diese Anschauung an sich alt ist, so ist jedenfalls das eine von ihr sicher, daß sie, je näher wir der Gegenwart kommen, immer jünger, immer lebenskräftiger geworden ist. Allerdings mit einer gewissen Korrektur. Diese zugestanden, ist es, als sei hier das Gewölk immer weiter und weiter auseinander geflossen.

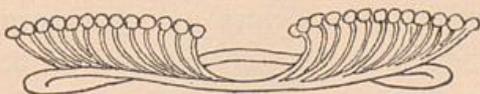
Eine Frage mußte auch hier dazwischen treten.

Ewige Menschheit . . . . !

Ewige Erde, — ewige Sonne!

Giebt es in unserer modernen Auffassung überhaupt noch etwas schlechthin „ewig“ zu Denkendes?

Die alte Zeit sah ein paar hundert Jahre Menschheit rückwärts. Ihr Blick drang innerhalb des großen Menschheitslebens noch nicht einmal über die Kultur hinaus. Der Naturforscher von heute aber legt seine Hand auf dieses Stück braunen, von der Welle zerspaltenen Felsens dort. Dieser Fels stammt aus einer Zeit, da es noch keine Menschen gab . . . . Und die ganze Erde? Ist nicht auch die Erde uns bloß ein relativer Begriff? Ein Lichtstäubchen, das aus der Tiefe der Zeiten aufwirbelt, blüht, abdunkelt, „lebt“ und verweht? Ist nicht die „ewige Sonne“ ein Traum, ausgeträumt, seitdem wir wissen, daß alle Fixsterne Sonnen sind und daß über solche Fixsterne der rote Herbst bricht wie über einen irdischen Eichenhain, daß Katastrophen sie treffen, die sie auslodern lassen wie eine junge Eiche im Blitzstrahl verflammt, daß der eisige Raum ihre Herzglut saugt bis zum starren Wintertod?



In Wahrheit schiebt sich hier für uns heute noch ein ganz neues Bild, eine ganz neue Auffassung der Weltendinge vor, die auch diese Idee einer Unsterblichkeit, einer Ewigkeit, einer